bfo-Journal
5.2019
bauforschungonline.ch

# Re-Grouping, Re-Using. The Present and Future of Religious Spaces in Europe

## Editorial

**Laura Hindelang**

Recommended Citation: Laura Hindelang, “Editorial”, in: *bfo-Journal* 5.2019, pp. 3–10.
Stable URL: http://bauforschungonline.ch/sites/default/files/publikationen/bfo-journal_5.2019_hindelang.pdf

ISSN 2297-7260

# Editorial

**Laura Hindelang**
**Universität Bern**

bfo-Journal
5.2019
bauforschungonline.ch

Mit dem Rückgang protestantischer und katholischer Gemeindemitglieder und den damit zusammenhängenden finanziellen Herausforderungen öffnen sich traditionelle christliche Versammlungsräume. Kirchen, Kapellen und Klöster bieten religiösen Gemeinschaften ein neues Zuhause, darunter (post-)migrantischen christlichen Gemeinden oder sogar anderen Religionen. Auch die soziokulturelle oder kommerzielle Umnutzung solcher Räume ist zu einem wichtigen Thema avanciert. Die Anzahl der Kirchen steigt, die zu Museen, Hotels und Kulturzentren transformiert werden, wobei Projekte in den Niederlanden und Grossbritannien hier bereits viele Impulse gesetzt haben. Eva Schäfer, Autorin dieser *bfo-journal* Ausgabe, zeigt, dass Kirchentransformationen in den Niederlanden bereits ab den 1960er Jahren ein bedeutsames Thema waren. «Welche Auswirkungen haben diese Prozesse auf die Architektur oder wie werden diese Prozesse durch die Architektur bedingt?» ist eine zentrale Frage, die das Themenfeld dieser Ausgabe ausrichtet.

Unumstritten steckt die christliche Kirche in einer globalen Krise, die sich als Kampf gegen die Verschleierung bzw. die Aufklärung sexuellen Missbrauchs, die Veruntreuung von Geldern und den allgemeinen Vertrauensbruch sowie den Bezugsverlust manifestiert. In Europa haben auch die muslimischen Gemeinden einen schweren Stand, denn sie sehen sich häufig Anschuldigungen der Radikalisierung ausgesetzt wie auch dem Vorwurf der Fremdheit, der Nicht-Zugehörigkeit. So erfahren als Moschee genutzte Gebäude vielerorts heftige gesellschaftliche Reaktionen, ob Minarett oder ohne. Und dies obwohl die erste Moschee in Deutschland bereits in der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts errichtet wurde. Auch eine orientalisierende Architektursprache, wenn sie bei zeitgenössischen Projekten überhaupt Verwendung findet, ist nichts Unbekanntes. Bereits ab dem 19. Jahrhundert wurden Lustgärten wie die Wilhelma in Stuttgart (Karl Ludwig von Zanth, 1837), ein Dampfmaschinenhaus in Potsdam (Ludwig Persius, 1840) oder eine Tabakfabrik in Dresden (Martin Hammitzsch, 1909) im orientalisierenden oder maurischen Stil errichtet. Im Volksmund wurden diese Bauten häufig als «Moschee» bezeichnet. Der gegenwärtige Widerstand ist also mehr als eine Reaktion auf Architektur. Nichtsdestotrotz entstehen viele muslimische Gebetsräume und -häuser in Europa. Auffallend ist jedoch, dass es sich um Neubauten oder um zuvor profan genutzte Räume handelt.[1]

[1] Eine der wenigen Ausnahmen stellt hier die ehemalige Kapernaumkirche in Hamburg-Horn da, die 1958-1961 nach einem Entwurf von Otto Kindt errichtet wurde. Seit Ende 2018 fungiert diese als Masjid Al-Nour für die muslimische Glaubensgemeinschaft, die sich als Verein «Al-Nour» zusammengeschlossen und zuvor eine stillgelegte Tiefgarage als Gebetsraum genutzt hatte.

Ähnlich wächst seit 1990 die jüdische Sakrallandschaft im deutschsprachigen Raum. Das interdisziplinäre Forschungsprojekt «Sakralität im Wandel: Religiöse Bauten im Stadtraum des 21. Jahrhunderts in Deutschland» (Laufzeit 2018-2021) an der Ruhr-Universität Bochum und TU Bochum eruiert unter anderem, dass gegenwärtig circa 133 Synagogen und Bethäuser in Deutschland genutzt werden, wovon 61 auf die ein oder andere Weise transformiert wurden. Diese Beobachtungen stellt Kim de Wildt in ihrem Aufsatz vor.

Andere, unkonventionellere Orte spiritueller Begegnung und Einkehr wie «Räume der Stille» stehen hoch im Kurs, wenngleich ein Unterschied besteht zwischen der spannenden architektonischen und theoretischen Herausforderungen einer solchen neuen Bauaufgabe und den Schwierigkeiten der tatsächlichen Bespielung eines solchen Raumes, darunter Fragen wie die Leitung, das Publikum und die Ausstattung dieser multikonfessionellen Räume. Auch Experimentierfelder wie das «Haus der Religionen» in Bern verzeichnen ein grosses öffentliches Interesse daran, andere Glaubensgemeinschaften kennenzulernen, wenn dies in einem offenen und gleichzeitig festgelegten Rahmen geschieht.

Welche identitätsstiftende Rolle spielt die architektonische Gestalt religiöser Räume? Für den Moment ist zu verzeichnen, dass Kirchen vielerorts nur noch mässig zu Gottesdiensten frequentiert werden. Gleichzeitig nehmen auch nicht-christliche oder nicht-gläubige Menschen Kirchen als Räume mit besonderer Aussagekraft wahr und schätzen diese. Im Rahmen eines Seminars an der Universität Bern mit Studierenden der Kunstgeschichte zu Orten religiöser Praxis damals und heute in Bern wurde deutlich, dass für eine aktive Zukunft der Kirchenlandschaft weitaus mehr stimuliert werden muss als nur der Wiedererkennungswert einer Kirchfassade für das lokale Stadtbild. Viele Studierende antworteten im Verlauf der zahlreichen Ortsbegehungen von jüdischen, christlichen und muslimischen Gotteshäusern im Frühjahr 2019 auf die Frage, ob sie die jeweiligen Bauten kennen würden mit «Ja, vom Sehen schon, aber drinnen war ich noch nie.» Und auch der Dozentin ging es an der ein oder anderen Stelle nicht anders – und das, obwohl die Kunstgeschichte eine affirmative Beziehung zur Sakralarchitektur pflegt. So scheint es, dass Kirchen zukünftig nur dann einen permanenten Platz in der Mitte unserer Gesellschaft haben werden, wenn in den jeweiligen Räumen nicht nur Gottesdienste, Taufen, Hochzeiten und Beerdigungen für Gemeindemitglieder stattfinden, sondern wenn ein konfessionsübergreifendes Angebot entwickelt, vielleicht sogar ein nicht-religiöses Publikum adressiert wird.

Möglicherweise lassen sich die Erwartungen, die sich an eine Architektur sakraler Räume stellen, wie folgt umreissen. Einerseits soll das Göttliche und Aussergewöhnliche dessen, was sich im Innenraum abspielt, im Aussenraum, in der Fassade bereits angekündigt oder zumindest angedeutet werden. Andererseits soll sich der Bau in die Umgebung eingliedern, soll kulturell, geografisch, gesellschaftlich resonieren und Zugehörigkeit demonstrieren. Davon abgesehen ist es für viele junge Gemeinden oder

Exilgemeinden schlichtweg eine Frage der Finanzierung und der gesellschaftlichen bzw. politischen Anerkennung, welche stadträumliche und architektonische Sichtbarkeit eine Gemeinde für sich beanspruchen darf. Ist die Glaubensgemeinschaft gesetzlich anerkannt und wird somit von Staat bzw. Gemeinde finanziell gefördert? Hier wird deutlich, dass Glaubensgemeinschaften im frühen 21. Jahrhundert selbst in pluralen, multireligiösen Gesellschaften allein rechtlich nicht gleichgestellt sind und somit nicht gleich bauen oder gleich nutzen können. Zusätzlich spielen die Stilfrage und die Historiographie der Bautypologien nach wie vor eine bedeutende Rolle: Bei einem Neubau stellt sich die Frage, ob diese spezifische Glaubensgemeinschaft eine Tradition in dem jeweiligen geopolitischen Kontext besitzt. Auf welche Bautypologien, auf welche architektonischen Elemente kann Bezug genommen werden? Welche religiösen Symbole, Schriftzeichen oder Ornamente können verwendet werden, um einen Sakralbau auch als solchen sichtbar zu machen? Oder gibt es gute Gründe für eine Gemeinde gegenüber einer breiteren Öffentlichkeit unscheinbar zu bleiben?

Die andere Herausforderung, die sich neben der Neuerrichtung von sakralen Räumen noch weitaus mehr stellt, ist die Umnutzung bereits existierender Kirchen (weniger von Moscheen oder Synagogen). Wie können Räume und Architekturen, die häufig ein häufig stark formalisiertes Raumsystem beinhalten, neuen Raumaufgaben bzw. neuen gesellschaftlichen Aufgaben zugeführt werden? Welche Probleme stellen sich hierbei bezüglich der Heiligkeitskonzepte von Räumen und der Angemessenheit ihrer Umnutzung aus Perspektive der Gemeindemitglieder, der Landeskirchen und nicht zuletzt der breiten Öffentlichkeit?

## Best Practice? Her(r)bergskirchen

Eher selten entstehen Umnutzungsprojekte durch die proaktive Initiative der Gemeinde und der Landeskirche, ohne das Kosteneinsparung oder gar Kirchenschliessung unmittelbar vor der Tür stehen. Ein solch proaktiver Fall ist jedoch das Projekt Her(r)bergskirchen im Thüringer Wald (Abb. 1). Seit 2017 öffnet die evangelische Kirche St. Michaelis in Neustadt am Rennsteig Übernachtungsgästen über die Sommermonate ihre Pforten. Über Airbnb buchbar können pro Nacht zwei Gäste im eigentlichen Kirchenraum nächtigen und erleben am nächsten Morgen das Licht, das durch die bunten Glasbetonfenster der Apsis eintritt und den Kirchenraum verwandelt. Ausgangspunkt war der Querdenker-Aufruf «500 Kirchen – 500 Ideen» der Evangelischen Kirche in Mitteldeutschland und der IBA Thüringen, bei dem die Architekten Hannes Langguth und Sebastian Latz ein Projekt zum Thema «Herberge Plus» einreichten, dass die Zukunft von Kirchenbauten aus der Perspektive einer touristischen Erschliessung dachte.[2] Langguth berichtet, dass es Glück war, dass er mit Horst Brettel von der Gemeinde St. Michaelis in Neustadt in Kontakt kam, der sich zu diesem Zeitpunkt bereits Gedanken über die Zukunft seiner Kirche machte.[3] St. Michaelis ist eine neoromanische und 1859 geweihte Saal-

[2] Evangelische Kirche in Mitteldeutschland, Internationale Bauausstellung Thüringen, Jürgen Willinghöfer, Lars Weitemeier (Hg.), *500 Kirchen – 500 Ideen. Neue Nutzung für sakrale Räume*, Berlin: Jovis, 2017.

Abb. 1
Blick in das Mittelschiff und die Apsis der Kirche St. Michaelis in Neustadt am Rennsteig vom Bett der Her(r)bergskirche. © Foto: René Zieger

1

kirche mit dreiseitigen Emporen. Obwohl die Kirchengemeinde aktuell weder grosse Restaurierungs- noch Finanzierungsprobleme beschäftigen, ist Neustadt am Rennsteig und die evangelische Gemeinde vom Schicksal der ehemals zweiten evangelischen Kirche am Ort geprägt: Die schieferverkleidete Schwarzburger Kirche (1887 geweiht) war, aufgrund von Einsturzgefahr und weil sich kein Anschlusskonzept hatte finden lassen, nach ihrer Entwidmung schliesslich 2016 abgerissen worden.[4] Ein zweites Mal sollte das nicht passieren.

Der Weg hin zu St. Michaelis als einfache und dennoch erfrischend andere Übernachtungsmöglichkeit für Wandernde, Radfahrer:innen und Pilgernde entlang des Rennsteigs im Thüringer Wald bedurfte langen Atems, zahlreichen Gesprächen und vielen Auseinandersetzungen mit unterschiedlichen Interessensgruppen. Im Anschluss an den Ideenwettbewerb veranstaltete das erweiterte Team aus Architekt:innen aus Berlin und Leipzig zusammen mit dem Gemeinderat eine Ideenwerkstatt im August 2017 und übernachtete selbst in der Kirche, um den Raum kennenzulernen, ihn «Probe» zu liegen. Eine erste Raumskizze war das Ergebnis der Woche: ein aus Holz gezimmertes Bettenlager, das prominent im Mittelschiff zum Stehen kam. Gleichzeitig fand auch neues (Sitz)Mobiliar für vielfältige Nutzungen, das vor Ort konzipiert und hergestellt wurde, Einzug in die Kirche. Der Gemeinderat schlug daraufhin vor, die Bettkonstruktion stehen zu lassen und sich dadurch am Objekt mit der Thematik der erweiterten Nutzung der Kirche auseinanderzusetzen. Hannes Langguth merkt an, dass diese lange Phase der teils auch schwierigen Auseinandersetzung zwischen begeisterten und skeptischen Kirchenmitgliedern und Anwohner:innen dem Projekt langfristig so breiten Zuspruch verschafft hat.

[3] Gespräch der Autorin mit Hannes Langguth, 14.11.2019.

[4] Durch Neustadt am Rennsteig verlief bis 1920 die Grenze zwischen dem Herzogtum Sachsen-Meiningen und dem Fürstentum Schwarzburg-Sondershausen, so dass viele Einrichtungen doppelt vorhanden waren, so auch zwei evangelische Saalkirchen aus dem 19. Jahrhundert.

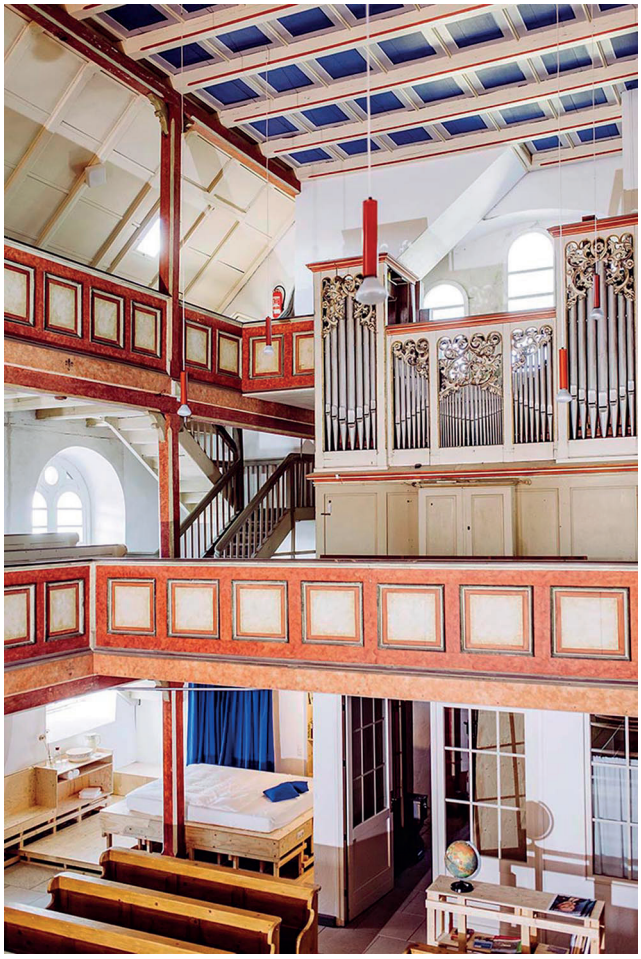

Abb. 2
Blick in den Kirchenraum von St. Michaelis mit der Schlafnische unterhalb der Empore. © Foto: René Zieger

2

In einer zweiten Phase wurde die Schlafstätte schliesslich aus dem Mittelgang seitlich unter die Empore verlegt (Abb. 2). Dafür wurden in den 1950er Jahren eingezogene Wände wieder entfernt, die dort eine Art «Babyraum» abgetrennt hatten – für den demografisch schwachen Thüringer Wald eine Reminiszenz an die Babyboomer-Jahre. Das Entfernung der Wände versetzte den Kirchenraum wieder in einen beinahe bauzeitlichen Zustand. Die neuen «Wände» der Schlafnische sind bewegliche, sattblaue Vorhänge auf langen Schienen, die je nach Bedarf den Schlafplatz zum Kirchenraum hin öffnen oder abschirmen können. Zeitlich sind die unterschiedlichen Nutzungen sogar noch klarer getrennt: Der Schlüssel zur kirchlichen Herberge wird frühestens ab 16 Uhr ausgehändigt und der Aufenthalt findet am nächsten Morgen um 9 Uhr fix sein Ende. Überhaupt ist die Anpassung der Kirche als Schlafraum additiv und vor allem reversibel angelegt. Die Behutsamkeit mit der dieses Projekt seinen Weg in die Kirche gefunden hat, zeichnet auch die fortlaufende Umsetzung aus. Die Her(r)bergskirchen sind kein rentables Geschäftsmodell, sondern Überzeugungsarbeit und Denkanstoss, wie Kirche anders gedacht werden kann und wie sie wieder näher in die Mitte der Gesellschaft rücken kann – auch ganz praktisch als physischer Raum. Ähnlich wie zumindest anfangs von neuen Übernachtungsanbietern wie Couch Surfing oder Airbnb angestrebt, geht es bei den Her(r)bergskirchen nicht nur um die Übernachtung selbst, sondern ins-

besondere um das Miteinander-ins-Gespräch kommen zwischen lokaler Bevölkerung, der Gemeinde und Übernachtungsgästen aus Deutschlands Grossstädten oder aus dem Ausland. Ein Dialog zwischen Land und Stadt setzt ein, der in der aktuellen politischen Situation nicht nur aus idyllischen Gründen relevant erscheint.

Fremden Personen den Generalschlüssel zur eigenen Kirche auszuhändigen, setzt Vertrauen und Überzeugung voraus. Vandalismus oder Diebstahl hat es bislang nicht gegeben, stattdessen viele positive Bewertungen auf Airbnb, die die Einzigartigkeit dieser Unterkunft loben. Als offenes und partizipatives Projekt gedacht ist die Unterhaltung von St. Michaelis als Her(r)bergskirche ohne das Engagement der Kirchenmitglieder nicht denkbar; sie beantworten die Übernachtungsanfragen, betreuen die Gäste und richten den Schlafplatz her. Langfristig soll das Projekt daher auch stärker regional eingebettet sein, beispielsweise mit dem lokalen Tourismusmanagement, um das Projekt effizienter zu machen und zu verstetigen. Seit März 2019 ist das Projekt Her(r)bergskirchen ein offizielles IBA Projekt und zwei weitere Kirchen entlang des Rennsteigs stehen im Gespräch, doch die Übernachtungskirche ist kein Fertigprodukt. Für jedes Haus soll je nach Interesse und Bedarf der Gemeinde und in Abhängigkeit von den architektonischen Räumen und Möglichkeiten eine individuelle Lösung gefunden werden.

Auch im Rahmen des zuvor erwähnten Seminars und im Gespräch mit vielen Mitgliedern unterschiedlichster monotheistischer Gemeinden der Stadt Bern wurde greifbar, wie sehr die Zukunftsgestaltung einer Kirche von ihren Mitgliedern und von ihrem Vorstand geprägt wird. Je nach Auslegung sind die scheinbar klaren Festschreibungen, wie, für welchen Zweck und vom wem ein Kirchengebäude genutzt werden darf, flexibler interpretierbar als zunächst erwartbar. Mit Blick auf die individuelle Geschichte jedes sakralen Baus kristallisiert sich zudem heraus, dass vielmehr die Brüche in der Nutzung und in der Deutung, ja sogar in der Eigentümerschaft die architektonische Identität geprägt haben als geradlinige Kontinuitäten. Zahlreiche ergebnisoffene «re-grouping, re-using»-Prozesse kennzeichnen die gegenwärtige religiöse Landschaft Europas und werden ihre Zukunft gestalten.

## Themen und Beiträge dieser Ausgabe

Die Beiträge dieser Ausgabe betrachten das Thema «re-grouping, re-using» sakraler Architektur aus unterschiedlichen methodischen und disziplinären Perspektiven. In ihrem Aufsatz «Kirchenumnutzung als Chance? Konzepte der 1960er- bis 1990er-Jahre» untersucht Denkmalpflegerin Eva Schäfer mehrere architektonische Umnutzungskonzepte aus der DDR und den Niederlanden, die bereits in der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts realisiert wurden. Anhand dieser historischen Fallbeispielen versucht Schäfer, Erkenntnisse für die gegenwärtigen Herausforderungen zu gewinnen, die sich den Kirchen und Denkmalpflegeämtern

stellen. Sie zeigt auf, wie individuell die unterschiedlichen Lösungsansätze in dieser Zeit bereits waren und dass die jeweiligen Aushandlungsprozesse, ohne die gesellschaftliche Spannung die dieses Thema aktuell erzeugt, viele Jahre andauerten und dabei häufig revidiert wurden.

Petra Mayrhofer und Elmar Kossel widmen sich in «Erhaltung und Würdigung ohne schlüssiges Nutzungskonzept? Die Diskussion um das Areal der Sieben-Kapellen-Kirche in Innsbruck» der Geschichte der Umnutzung dieser barocken Kirche, die zwischen 1677 und c. 1700 errichtet wurde. Hier zeigen die Autor:innen auf, wie stark der Bau aufgrund seiner architektonischen Formensprache in der Öffentlichkeit als Kirche identifiziert wurde. Und dies, obwohl die Kirche seit dem Ende ihrer Bauzeit weniger als 90 Jahre als solche genutzt wurde. Dem gegenüber stehen 230 Jahren profane Nutzung als Patronenfabrik, als Militärmagazin und als Lagerhaus gegenüber, die jedoch die bauliche Formel «Kirche» scheinbar nicht entkräften kann und damit die kreative Freiheit möglicher Umnutzung einschränkt.

Kim de Wildt präsentiert in ihrem Beitrag «Synagogues and Churches: The Transformation of Sacred Space in Germany since 1990» erste Ergebnisse des laufenden Forschungsprojekts «Sakralität im Wandel: Religiöse Bauten im Stadtraum des 21. Jahrhunderts in Deutschland», darunter das Vorhaben, die seit 1990 angewendeten Transformationenarten von Moscheen, Synagogen und Kirchen in Deutschland zu kategorisieren. In der zweiten Hälfte ihres Beitrags fokussiert de Wildt auf ein Fallbeispiel, auf die gegenwärtig geführte Diskussion um eine mögliche Umnutzung der katholischen Kirchenlandschaft in Altenessen im Ruhrgebiet. Konkret geht es um den Abriss oder Erhalt der Kirche St. Johann, an deren Stelle ein Krankenhaus errichtet werden soll, das ersatzweise eine moderne Kirche beherbergen könnte. Die Autorin nahm an Sitzungen teil und befragte Befürworter:innen und Gegner:innen, um die konkurrierenden Positionen zu skizzieren. Die Analyse schlüsselt die Motive und emotionalen Reaktionen beider Seiten auf, die sich in vielen konfliktgeladenen Aushandlungsprozessen von Transformationen auf ähnliche Art verhärten können.

Als temporäres Fazit – als Fazit dieser Ausgabe, jedoch sicherlich nicht dieses Themas – wird klar, dass es auf die Frage wie Kirchenräume zukünftig genutzt werden könnten und wie der Prozess auf diesem Weg aussieht, sich keine absolute Antwort formiert und es auch bislang keine solche gegeben hat. Jede Gemeinde, jeder Gemeindevorstand, jede Anwohnerschaft, jede Landeskirche entwickelt ihren eigenen Umgang mit dem Raum, sucht nach neuen Konzepten, darunter beispielsweise als offene Kirche, als Zusammenschluss zu einem Haus der Religionen, im Rahmen der Kirche als besondere Herberge oder in Form einer Simultannutzungen durch mehrere Glaubensgemeinschaften. Umnutzungen sind ein genuin kollektives Unterfangen, das Zeit, Geduld, Transparenz und Offenheit für neue Lösungen bedarf, um den unbedingt notwendigen gesellschaftlich-gemeinschaftlichen, öffentlich-institutionellen Konsens zu finden, ohne den jedes Umnutzungsprojekt langfristig scheitert.

3

Abb. 3
Banner mit dem Hinweis auf den «Godspot» an der evangelischen Kapernaumkirche in Berlin-Wedding. © Foto: Laura Hindelang, 2016

Es zeigt sich, dass experimentelle Projekte wie die Her(r)bergskirchen oder die Kirche als «godspot», als kostenloser WLAN-Zugang im Berliner Stadtteil Wedding (Abb. 3),[5] als kreative Inspiration unabdingbar sind, um das Potential religiöser Orte für unsere gegenwärtige Gesellschaft neu zu erörtern. Vor allem aber, um Leute wieder an diese Orte einzuladen, die sonst keinen Grund hätten, ein Gotteshaus aufzusuchen und diesen Besuch zu einem möglichst besonderen, zumindest aber positiven Erlebnis zu machen.

[5] «Godspot» ist das frei zugängliche, kostenlose WLAN der Evangelischen Kirche Berlin-Brandenburg-schlesische Oberlausitz (EKBO).

Laura Hindelang ist wissenschaftliche Assistentin der Abteilung Architekturgeschichte und Denkmalpflege, Institut für Kunstgeschichte, der Universität Bern. Für ihre Doktorarbeit (Freie Universität Berlin/Berlin Graduate School Muslim Cultures and Societies) untersuchte sie die Zusammenhänge zwischen Erdöl(Kultur), visueller Kultur, Architektur und Infrastrukturprojekten Mitte des 20. Jahrhunderts in Kuwait. Daneben liegt der Fokus auf der (visuellen) Repräsentation von Architektur und historischen wie aktuellen Ansätzen zur Vermittlung von Baukultur im europäischen Raum. Laura Hindelang ist Mitherausgeberin des zweisprachigen Sammelbands *Into the Wild. Art and Architecture in a Global Context* (München: edition Metzel, 2018) und hat Aufsätze zur Architektur, Stadtgeschichte und zeitgenössischen Kunst der arabischen Golfstaaten publiziert. Sie ist Mitglied der Redaktion des *bfo-journals*.